

Das Wunder von Sauri

In dem Dorf in Kenia herrschte größte Not. Jetzt gibt es hier bescheidenen Wohlstand. Weil Hilfe plötzlich wirklich hilft

Stefan Ehlert

SAURI. In Kenia gibt es ein Sprichwort. Es sagt, dass der Hunger dann am größten ist, wenn der Mais am höchsten steht. Weil kurz vor der nächsten Ernte die Speicher meist leer sind. In Nyanza, der ärmsten Provinz Kenias, ist dieses Sprichwort bittere Realität. Die Kinder frühstücken eine Tasse Wasser, bevor sie zur Schule laufen. "Die sind uns beim Sport reihenweise umgekippt", berichtet der Grundschuldirektor von Sauri, Joseph Lanyo Oriwo. Diese Zeiten sind jetzt vorbei, zumindest in Sauri, dem Dorf im Süden der Provinz. Es gibt hier jetzt Schulspeisung mit Fleisch und Gemüse. Es gibt Mais, Bohnen und Feuerholz. Seit einem Jahr ist das so. Seit Sauri ein Musterdorf geworden ist und Hilfe von den Vereinten Nationen bekommt.

Der Mais steht heute höher denn je. Die letzte Ernte liegt schon elf Monate zurück. Dennoch hat Samuel Toyo Adero einige Säcke Mais in seiner Hütte liegen. Niemand hungert mehr in seiner neunköpfigen Familie. Er hat sogar etwas Geld - der Erlös vom Verkauf seiner Überschüsse. "Meine Ernte hat sich vervierfacht", sagt der Großvater "wenn das so weiter geht, werde ich noch reich". Auf seinen kümmerlichen zwei Acres Land, etwa vierzig mal zweihundert Metern, hat er vierzig statt der üblichen zwölf Säcke Mais einfahren können. Noch immer geht er mit einer simplen Hacke zu Werke, doch ist der Boden locker und leichter zu beackern.

Sauri ist acht Quadratkilometer groß, wird bewohnt von 5 223 Menschen und macht weltweit Schlagzeilen. Selbst der "Economist" schwärmt von dem Musterdorf, das gezeigt habe "wie man mit ein paar simplen Reformen afrikanische Dörfer aus der Armut erheben kann". Hieß es früher "Rette sich, wer kann" erlebt Sauri nun einen Zuzug, sowohl aus den Slums Nairobis als auch aus der Provinzhauptstadt Kisumu. "Es hat sich herumgesprochen, dass es in Sauri aufwärts geht", sagt Projektleiter Patrick Mutua, Doktor der Bodenkunde und der beliebteste Mensch in Sauri und Umgebung.

Hinter dem Wunder von Sauri steht Mutuas "Millennium Village Project", eine Initiative der Vereinten Nationen. Sauri ist eines von zwölf Vorzeige-Dörfern in Afrika. Wie in Kenia wollen Helfer auch in Nigeria, Äthiopien oder Malawi beweisen, dass mit moderner Entwicklungshilfe viel zu erreichen ist. Es ist ein Experiment mit Menschen, die keine Alternative haben. "Ohne Hilfe, ohne Geld ist Entwicklung an einem Ort wie Sauri nicht möglich", sagt Patrick Mutua.

Pro Person und Jahr investieren die Vereinten Nationen in Sauri über einen Zeitraum von fünf Jahren 110 Dollar: für Düngemittel, besseres Saatgut, eine Schulküche, 3 000 mit Insektengift imprägnierte Moskitonetze. Der Bau der Dorfklinik verschlang den Großteil der Zuschüsse. Ein Zehntel aller Kosten müssen die Dörfler selbst tragen. Sie schafften Ziegel und Bauholz für ihre Klinik heran, sie stifteten Grund und Boden. "Die Leute haben für ihre Klinik Schweiß vergossen, die lassen sie sich nicht mehr nehmen", erklärt Mutua den Motivationsschub, den die Einbindung der Dörfler ausgelöst hat. Sie bekommen nichts einfach nur geschenkt, müssen Kredite für Saatgut und Dünger tilgen. Ausländer sind an der Umsetzung des Projekts nicht beteiligt, sondern nur Kenianer, und vor jedem Schritt

müssen die Dörfler befragt werden. "Wir wissen heute, dass sich Arbeit auch lohnen kann", beschreibt die Ratsvorsitzende Monica Oketch die Aufbruchstimmung in ihrem Dorf.

Sauri erfüllte vor zwei Jahren alle Kriterien einer chronischen humanitären Notlage. Jedes vierte Kind starb vor dem fünften Lebensjahr. Jeder zweite litt an Malaria. Jeder vierte war HIV-positiv. Zwei Drittel der Einwohner lebten von weniger als einem Dollar am Tag. Die Böden waren ausgelaugt, die Quellen versiegt oder verseucht. Jede zehnte Geburt endete tödlich.

Die Columbia-Universität hatte Sauri im Vorfeld genauestens analysiert und dokumentiert bis heute Erfolg oder Misserfolg der Intervention. Es geht darum, heraus zu bekommen, welche Hilfe wirklich hilft. Denn Afrika ist seit vierzig Jahren ein Fass ohne Boden. Es gibt jede Menge Projekte und es gibt auch nicht wenig Geld, aber all das hat bislang wenig bewirkt. In Sauri hat sich die Zahl der Malariafälle halbiert, die Schule stieg bei den landesweiten Abschlussprüfungen zur zweitbesten im ganzen Distrikt auf. Doch was brachte die Wende? Der Projektleiter Mutua spricht von einem "integrierten Ansatz": Man arbeitet an allen Fronten zugleich. Nur wenn sie weniger krank sind, können die Dörfler ihre Äcker effektiv bestellen. Deswegen die Klinik, deswegen die Moskitonetze. Um den Nährstoffgehalt der Böden zu verbessern, pflanzen sie neuerdings auf den Brachen Caliandra-Büsche oder Crotalaria-Stauden an.

Doch wie macht man ein ganzes Dorf fit für die neue Zeit? "Mit Theater", sagt Mutua. Das ist etwas, was die Leute kennen, womit sie umgehen können. Das Misango Art Ensemble verbreitet auf unterhaltsame Art Informationen über die Risiken der Vielehe, über Aids-Verhütung und Mindeststandards der häuslichen Hygiene. "So wird sich herumsprechen, dass der Kot der Kleinkinder nicht auf dem Boden der Hütte breitgetreten werden sollte", sagt eine Schauspielerin.

Keiner weiß, wie nachhaltig die Hilfe wirkt. Aber jeder kennt die Risiken. Der afrikanische Familiensozialismus könnte schnell dazu führen, dass Sauris Bauern ihr gerade angespartes Grundkapital wieder verlieren. Weil sie einer kranken Schwester helfen müssen. Weil ihrem Neffen das Schulgeld fehlt. Ein besonders großes Risiko geht von den aufwändigen Bestattungsfesten aus, mit denen sich manche Familien hoch verschulden. Da werden ganze Ochsen geschlachtet und Hunderte Hühner, um dem Toten ein würdiges Geleit zu geben und den Segen der Vorfahren heraufzubeschwören. "Wir werden auch in Zukunft unsere Angehörigen nicht im Stich lassen", sagt eine der Champignonbäuerinnen.

© Berliner Zeitung, 07.09.2006